

KELLY
ANDERSON

DAS JAHR
DER
WALE

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Johannes Sabinski

DROEMER 

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
The Wild Beneath bei Park Row Books, Toronto, Kanada.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**

1. Auflage September 2026

Deutsche Erstausgabe September 2026

© 2026 by Kelly Anderson

© 2026 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Landsberger Straße 346, 80687 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Das Epigrafi-Zitat stammt aus: Erica Bauermeister,

Der Duft der Erinnerung, © 2020 HarperCollins
in der Verlagsgruppe HarperCollins GmbH, Hamburg

Redaktion: Ilona Jaeger

Covergestaltung: SO YEAH DESIGN, Gabi Braun

Coverabbildung: Collage unter Verwendung einer

Illustration von Petra Heider und Motiven von Shutterstock.com

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-56737-1

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

Für Logan und Leo

»Ihr Gesang war so schön, dass er die Menschen
daran erinnerte, was sie alles gern getan hätten
und was sie gern geworden wären.«

Erica Bauermeister, Der Duft der Erinnerung

Sie hebt an mit einem Wiegenlied, das Kojoten die Berge hinauftreibt. Honigbienen geben zu schrillen Rufen von Singvögeln und Hundegebell ihre Stöcke preis. Unterhalb des Meeresbodens lockern sich die tektonischen Platten und ordnen sich neu an.

Die Funkwellen werden melden: *An alle Sender, dies ist keine Übung. Ein Erdbeben der Stärke neun Komma null wurde vor der Küste von British Columbia etwa einhundertfünfzig Kilometer westlich von Tofino registriert. Sämtliche Küstenregionen sind unverzüglich zu räumen. Meiden Sie die Uferbereiche. Folgen Sie den Evakuierungsrouten. Ich wiederhole, dies ist keine Übung.*

Ein flüssiger Berg steigt im nordwestlichen Pazifik empor.

Als die Welle auf Land trifft, reißt sie Häuser entzwei. Leuchtkörper fallen aus ihren Hängedecken auf Mobiliar, das quer durch Wohnzimmer schlittert. Kühlschränke erbrechen ihren Inhalt in brodelnde schwarze Strudel. Briefkästen, Haustüren und große Asphaltstücke von Auffahrten schießen in der schäumenden weißen Flut davon.

Dinge aus ihrem Bauch, die nicht dort hingehören, werden zurück aufs Land gespien: verhedderte Lichterketten, Milchkanister, defekte Mikrowellen. Die Eingeweide gesunkener Containerschiffe. Gartenstühle und pastellfarbene Geburtstagskerzen, einbaufertige Autoradios und Elektrowecker mit Wirbelbindern um die Netzkabel.

Ihr unheimlicher Chorus schwillt an zum Crescendo. Umgestürzte Bürogebäude werden vom Flusswasser fortgerissen. Glas birst. Verkehrsampeln krümmen sich knirschend inmitten der Meerestentakel. Schlüpfender Schlamm begräbt die Erdgeschosse der Krankenhäuser.

Auftreibende Leichen. Menschen mit gebrochenen Knochen, die Augen brennend vom Salz, saugen Meerwasser in die Lungen, gefangen unter umgeworfenen Autos und abgebrochenem Astwerk. Menschen auf allen vieren.

Die landesweiten Nachrichten werden berichten: *Ein katastrophales Erdbeben erfasste die Kaskadische Subduktionszone um zehn Uhr fünfzig heute morgen und löste entlang der äußeren Küstenlinie Tsunamiwellen aus. Das ist nun der große Knall, den wir seit Langem befürchtet haben.*

Die See wird ihn ein Lied nennen.

Stunden verstreichen, ehe sie abfließt, alles mitnimmt, was sie haben will, ihre Ebbe hinterlässt.

Küstenorte verstummen. Zurück bleiben ausgeweidete Gebäudehüllen mit Wasserlachen auf den Dächern. Ein Uferstreifen, übersät mit toten Quallen, Plastikrohren. Vogelfedern und Walknochen.

TIEFSTAND

Der unterste Tidenstand erfordert Widerstandskraft. Der Meeresboden liegt frei. Bewohner von Niedrigwasser – Rankenfüßer, Muscheln, Anemonen und kleine Fische – müssen der Einwirkung von Sonne, Luft und Temperaturschwankungen standhalten und überleben, bis das Wasser zurückkehrt.

JETZT

Annie MacLeod kann das Meer nicht hören. Sie zieht eine Schaufel hinter sich her und einen weißen Plastikeimer unter einer Wolkendecke, die nicht weichen will. Windgepeitscht, das Haar ungewaschen, eine Wange sandverschmiert. Sie gräbt nach Muscheln. Noch hat sie sich nicht in Wassernähe gewagt, obwohl es schon vor vier Tagen passiert ist. Obwohl ihr Körper sich nach dem kalten Schock auf der Haut sehnt, so tief untertauchen will, dass sie sich auflöst. Die Wellen rollen heran und ziehen sich zurück, ein Herzschlag, den sie ignoriert, indem sie sich die leuchtend orangen Schaumgummistöpsel tiefer in die Ohren drückt.

Der Strand ist eine Müllhalde. Die Brandung hebt herrenlose Badelatschen an, mit Plexiglasbruch vermengte Kiesel, wachsbeschichtete Getränkekartons, an denen noch die Trinkhalme kleben, umherschwappende Aludosen und Haarspangen aus Plastik. Ein Silberlöffel fällt ihr funkelnd ins Auge – das zierliche Muster von Mondphasen in den Griff eingraviert –, und sie steckt ihn in ihre Gesäßtasche zu einem originalverpackten Seifenstück.

Täglich hält ihre Großmutter Ruth sie an, härter zu arbeiten. Sich die Tränen mit einer Schaufel aus dem Leib zu schuften. »Vielleicht sind sie gar nicht tot«, sagt sie.

Überall ist jetzt Sand: oben auf dem Hügel, wo er nicht hingehört, zwischen Zedernschindeln, in den Dachrinnen. Das Regenwasser wird ihn allmählich in Klumpen die Fallrohre hinunterspülen, wo er neue Haufen bildet. Etwas davon klebt in Annies Ohrmuscheln, auf ihrer Kopfhaut, sitzt unter ihren Fingernägeln. Nirgends können sie einen Nagelknipser finden, und Annie er-

wägt, sich die Nägel abzuknabbern, aber dann wäre der Sand sogar in ihr drin.

Egal wie viel Mühe sie sich gibt, alles herauszubekommen, ständig findet sie noch mehr davon, im Abfluss des Spülbeckens, eingebettet in die Nähte der Matratze, im Plastik-Besteckkasten in der Küchenschublade, im Daumen von Ruths Ofenhandschuh.

So ist es auch mit ihrer Trauer.

Verstreut in allem, was sie an Essen herunterkriegt, knirscht der Sand an ihren Zähnen, selbst wenn es schmeckt. Den Fußboden hat sie bereits gefegt, aber er ist schon wieder voller Schlick.

Annie fragt sich, ob sie ihm je entkommen wird, ob die Orte, wo es weder Sand noch Trauer geben sollte, je wieder frei davon sein werden.

Der Horizont bleibt leer und unheimlich. Nur Seevögel im Sturzflug, der Geruch fauligen Tangs und das angeschwemmte Trümmerfeld. Der Untergrund ist merkwürdig eben.

Wie lange ist sie jetzt schon hier draußen? Es müssen Stunden sein. Der Wind brennt ihr in den Augen, ihr knurrt der Magen, und ihre Schultern schmerzen. Sie ist hinter einer weiteren Muschel her, ihr Arm steckt in einem Loch, als eine Bewegung in ihrem Augenwinkel sie ablenkt. Die Muschel kommt davon und gräbt sich tiefer in den Schlick.

Sie setzt sich neben einem umgedrehten Picknicktisch hin und schlingt die Arme um die Knie – nicht lange genug, um erneut über alles nachzugröbeln oder in Tränen auszubrechen. Nur für einen Moment. Ihr Hosenboden ist durchweicht und klebt an ihrer Haut, und der Löffel und die Seife spannen ihre Tasche.

Einen Augenblick lang reißen die Wolken auf. Der Sand funkelt.

Ein *Twamp-twamp* hebt hinter ihr an.

Jeder Taktschlag hält für ein paar träge Sekunden an. Jedes *Twamp* sinkt schwer auf sie nieder, als würde ihr Skelett erschlaf-

fen, würden sich ihre Muskeln ihren ausgehöhlten Eingeweiden ergeben.

Eine Gestalt nimmt in der Ferne Form an und bewegt sich längs der Sandflächen. Annie steht auf, um sie besser in den Blick zu bekommen. Es ist ein Mensch, der da geht. Aber seit dem Tsunami ist niemand mehr so weit weg von Hale's Landing hier draußen gewesen, überhaupt ist kaum noch wer da.

Annie zieht sich die Stöpsel aus den Ohren und hält Ausschau nach einem Hubschrauber, sieht sich nach einem Rennboot um, das über die Wellen klatscht. Nach irgendeiner anderen Erklärung für das Wummern.

Nichts.

Sie lässt Eimer und Schaufel liegen und geht der Person entgegen, dann fängt sie an zu laufen in der schwachen Hoffnung, es könnte ihre Mom sein oder ihr Dad. Dass sie irgendwie zurückgekommen sind.

Doch sie sind es nicht. Es ist ein Junge oder Mann. Sie ist sich unschlüssig. Er ist splitternackt, so viel kann sie ausmachen.

Annie ruft: »Hallo?«

Er reagiert nicht.

Sie kommt näher, bis er unmittelbar vor ihr steht. Er ist höchstens zwanzig, ungefähr so alt wie sie, aber locker über eins achtzig, mit klatschnassem blondem Haar, das wie Wasser glänzt.

»Wo kommst denn du her?«

Seine sommersprossenlose Haut irritiert sie. Sieht ihr zu durchscheinend aus. Er wirkt unversehrt.

Sie hätte Schnittwunden und Schrammen oder gebrochene Gliedmaßen erwartet. Sie hätte erwartet, dass er bekleidet wäre, wenn ihn die Welle mitgerissen und wieder angespült hätte.

»Fehlt dir was?«, versucht sie es erneut.

Er sagt kein Wort. Verunsichert von seiner Nacktheit, seinem Schweigen, seiner fehlenden Dringlichkeit und Erklärung versucht sie, nicht auf seine blasse Haut zu starren. Er strahlt eine

irritierende Leere aus, ist nicht ganz da, sieht an ihr vorbei. Seine Iris sind seeigelgrau und silbrig geädert.

Augenrollend sackt er seitwärts auf den Sand in eine Fötusstellung.

Annie geht in die Hocke und rüttelt heftig an seiner Schulter. Seine Haut fühlt sich zu heiß an. Das wummernde Geräusch von zuvor dringt in ihre Handflächen. Wieder schüttelt sie ihn und sucht an seinem Handgelenk nach einem Puls. Er ist da, ein zu langsames Pochen an ihrer Fingerspitze. Eine Welle bricht sich in seinem Gesicht, und selbst das weckt ihn nicht auf. Sie dreht ihn an seinen Knien auf den Rücken. Sie wird ihn wegschleifen müssen, selbst wenn dabei die Plastiksplitter und Muschelscherben und Krebsbeine und Kronkorken in seine süßliche Haut schneiden.

Ihr bleibt keine Wahl.

Sie schließt beide Hände fest um seine Unterarme. Er ist schwerer, als er aussieht, und seine Haut ist schwammig und glitschig und gibt zu sehr nach. Sie zieht kräftig und vermag es, ihn ein, zwei Meter weit zu bewegen, sieht sich über die Schulter um, wie weit sie vom trockenen Sand entfernt sind, zieht wieder, beseitigt Unrat unter ihm, zieht. Knurrt. Zerrt an ihm, während ihre Gedanken zusehends schwerfälliger werden. Dieser hypnotische Takt in ihrem Körper.

Der Ton steigt empor und umgibt sie, Annie und diesen Jungen, gestrandet am Rand des Nirgendwo.

ZWANZIG JAHRE ZUVOR

Dr. Aiden MacLeod kann kein Land sehen. Von dort, wo er barfuß in der Pflicht steht, erstreckt sich der Pazifik in alle Richtungen. Es ist mitten am Nachmittag, und leichter Wind lässt das Großsegel flattern. Der Ozean kräuselt sich, ein Mosaik aus Pailletten.

»Du denkst zu viel drüber nach«, sagt Mara, das Schälmesser in der Schewe. Im achten Monat schwanger sitzt sie im Schneidersitz hinter ihm, trägt eines seiner alten T-Shirts und ein Bikiniunterteil. Ein glänzender Lachs liegt auf dem hölzernen Schneidebrett vor ihr.

»So was lässt sich nicht voraussagen.« Aiden ergreift das Steueruder. Er hat es schon zuvor gesagt, und selbst in seinen Ohren hört es sich gebetsmühlenartig an. »Wie steht es mit OP-Räumen? Sauerstoffflaschen?«

»Ich will segeln.« Mara sieht ihn an.

Er malt sich aus, wie hier draußen alles schiefgeht, wenn das Baby zur Welt kommt: Steißgeburt, Schulterdystokie, massive Blutung. Er ist zurückversetzt in die Zeit der Nachtschichten auf Krankenhausfluren, die nach Jod rochen, das Gefühl, zu rennen, um etwas einzuholen.

»Ich gehe nicht noch mal ins Krankenhaus.« Sie steht auf, ist über einen Kopf kleiner als er. Auf Zehenspitzen verschränkt sie ihre Finger in seinem Nacken. Er atmet den Duft ihrer sonnengewärmten Haut ein. »Wir haben das besprochen.«

»Ich muss sicher sein, dass du okay bist.«

»Das schaukeln wir schon.« Maras Stimme ist ein Anker. Sie küsst ihn und reibt die Nase an seinen Kinnstoppeln. Dann setzt sie sich wieder hin und schiebt die Messerklinge behutsam unter

die Schuppen, um rosa leuchtendes Fleisch und Salzgeruch freizulegen.

Aidens Mutter Ruth hat nicht daran geglaubt, dass sie es schon schaukeln würden. Fünzig Kilometer östlich liegt sein Heimatort, Hale's Landing, mit seinen kiefernadelübersäten Straßen und von endlosem Regen tropfenden Zedern. Er entsinnt sich haargenau an Ruths Tonfall, dessen Echo in seinem Kopf widerhallt.

Als er vorigen Dienstag am Kai von Hale's Landing die Heckleine losmachte, gab ihm Ruth ein Küsschen auf die Wange und hielt ihm eine kurze Standpauke wegen des abblättrenden Lacks unten am Rumpf. Dann flitzte sie in ihrem frisch geplätteten Schwesternkittel zur Klinik. Wahrscheinlich wiegt sie jetzt gerade ein Baby unter diesen hellen Neonröhren, und die Gummisohlen ihrer Schuhe quietschen auf dem Linoleumfußboden. Obgleich Aiden gar nicht dort arbeitet, hängt sein Arztdiplom in ihrem Wartezimmer über dem Aquarium mit tropischen Fischen, in dem die Luftbläschen hochschnellen und unterhalb der Kante des breiten schwarzen Rahmens zerplatzen.

Aiden hat nie viel für Medizin übriggehabt. Als Kind fuhr er alleine in seiner rostigen Angeljolle raus, lange bevor er Autofahren konnte. Fröhlich wachte er auf, legte ab und tuckerte mit einer Angelrute in der Hand den Kanal hinunter. Am meisten hat er für das Meer übrig, diese raue nordwestliche Pazifikküste: das rhythmische Platschen von Wellen, das Hochgefühl des endlosen Himmels, die strudelnden Tidenmuster. Es befreit ihn. Er muss nichts sein, was er nicht ist.

Mara hat er vier Jahre zuvor im Krankenhaus kennengelernt. Sie war eigenartig, das fiel allen auf. Hatte etwas Ungezähmtes. Redete kaum. Aiden jedoch war von ihr überwältigt – ihrer geisterhaft blassen Haut, den steingrauen Augen. Sein Leben teilte sich nun in die Zeit vor und nach seiner Begegnung mit Mara. Es dauerte nicht lange, ehe sie dieses Boot kauften und den goldfarbenen Schriftzug *Amphitrite* auf den Heckspiegel malten.

Immer schon hatte sie auf einem Segelboot leben wollen, das war nur eines der vielen ungewöhnlichen Dinge an ihr. Sie ging gern mitten in der Nacht schwimmen. Im ebenholzschwarzen Wasser schlang sie die Beine um ihn, vereinte ihrer beider Körper, küsste seinen geöffneten Mund. Immer war sie es, die am längsten im Wasser blieb. Sie verfolgte die Mondzyklen, trug Konstellationen in einen Spiralblock auf dem Kartentisch ein.

Ruth hielt nichts davon. »Es ist unpraktisch«, sagte sie zu Aiden, während sie den Vorrat an Wundpflastern und Spritzen im hinteren Flur der Klinik auffüllte. »Willst du wirklich auf einem Boot wohnen, nachdem du so hart studiert hast, Aiden? Denk mal daran, was du damit alles aufgibst.« Sie drückte mit Gewalt eine überfüllte Schublade zu.

Als Sohn einer alleinerziehenden Mutter neigt Aiden selbst mit seinen einunddreißig Jahren noch dazu, das zu tun, was Ruth von ihm erwartet.

Mara beendet das Ausnehmen des Fisches und zerlegt ihn sauberlich zu Filets für den Grill. Sie geht nach unten, um das Schneidebrett zu schrubben und sich die Hände zu waschen. Selbst hochschwanger bewegt sie sich, als würde sie in fünf Zentimetern Höhe über das Deck schweben, die Luft durchschwimmen. Woher nimmt sie diese Unbeschwertheit? Woher auch immer, je mehr Zeit er mit ihr verbringt, desto mehr färbt davon auf ihn ab.

Zurück an Deck erstrahlt ihre Haut im Licht. Sie legt ihre warmen Hände auf sein Gesicht und küsst ihn noch einmal.

»Vertrau mir«, sagt sie.

Was er auch tut. Er lässt die Schultern sinken. Es fühlt sich an, als würde er sie länger lieben als die Jahre, die sie zusammen sind. Entgegen jeder Logik fühlt es sich an, als hätte er sie schon immer geliebt. Das verblassende Licht geht in einen glühenden Sonnenuntergang über. Die Nacht bricht herein, und Mara wird nicht müde, die Sternbilder zu betrachten.

Einen Monat später läuft Mara unter Deck auf und ab, während sie von Wehen geschüttelt wird. Wachsam läuft Aiden die schmale Treppe runter und wieder rauf, runter und wieder rauf. Zum Glück ist es windstill. Die See ist flach wie ein Pfannkuchen. Seine Miene zeigt eine trügerische Ruhe.

Er setzt seinen tragbaren Doppler-Sonografen ein und lauscht dem *Klopf-klopf-klopf* des fötalen Herzschlags. Mara will den Ultraschall nicht. Sie versucht, ihn wegzuscheuchen, er aber bleibt beharrlich, und eine Sorgenfalte erscheint auf seiner Stirn.

In den Wehen möchte Mara schwimmen gehen.

»Wir sind mitten im Pazifik, Mara.« Aiden bemüht sich, ruhig zu sprechen.

»Kinder werden doch ständig im Wasser geboren«, brummt sie.

Er legt seine Hand auf ihren Bauch. »Es ist eiskalt.«

Doch nichts kann sie aufhalten. Bald darauf lässt sie sich auf dem Rücken treiben und hat nun weniger Schmerzen. Die Wehen lassen sich leichter ertragen. Auf der Einstiegsleiter steht Aiden und hält ihr den Ultraschall auf den Bauch, während sie im Wasser treibt. Das *Klopf-klopf-klopf* bleibt stark. Er sieht nach ihrer Herzfrequenz. Sie sieht den Mond an.

»Es ist Zeit.« Mara wischt sich über die Unterlippe und streicht sich die Haare aus dem Gesicht.

»Komm wieder an Bord.« Aiden streckt eine Hand nach ihr aus. »Sonst kann ich nicht sehen, was ich mache.«

Sie schüttelt den Kopf.

Die Falte auf seiner Stirn vertieft sich, während er überlegt, was er jetzt tun soll. Mara wird nicht einlenken, so gut kennt er sie. Er zieht die Stiefel aus, seine Hose, wirft alles in die Plicht und greift nach einer Rettungsweste und einem Tau. Nachdem er eine Sicherungsleine zwischen sich und dem Handgriff am Heckspiegel befestigt hat, gleitet er in das schneidend kalte Salzwasser.

»Herrje«, haucht er.

Maras Augen sind glasig.

»Du musst näher kommen, Mara.« Er greift nach ihrem Arm und zieht sie an die Leiter, damit sie auf die mittlere Sprosse rutschen kann. »Jetzt steck beide Arme durch die Handgriffe.«

Das tut sie.

Er wird irgendwie vor ihr schwimmen müssen, während sie presst. Er flucht leise. Dies ist der allerletzte Ort, an dem er je erwartet hat, ein Baby zur Welt zu bringen, erst recht nicht sein eigenes. Ihr linke Wade unter seine rechte Achsel geklemmt, hält er sich zwischen Maras Beinen in der Schwebe, während sie beide vom Tau gehalten werden.

»Zeit zu pressen«, haucht sie.

Unter der dunklen Oberfläche kann Aiden nichts sehen; er wird sich auf seinen Tastsinn verlassen müssen. Mit gespreizten Füßen balanciert er auf der untersten Leitersprosse, die Hände zwischen ihren Schenkeln. Im Schein der Positionslichter des Boots ist ihr Gesicht rot und verzerrt.

»Atme«, sagt er.

Mara stemmt den rechten Fuß in seine Schulter und presst. Er betet, das Tau möge sie halten, während sie sich gegen die Leiter gedrückt windet.

»Du schaffst das«, sagt er.

Ihr nächstes Stöhnen ist lang und animalisch.

Es riecht nach Blut und Meerwasser. Aiden ertastet einen Kopf, dann eine schmale Schulter. Einen Arm. Den Rest eines warmen Körpers, der ihm in den wartenden Griff rutscht. Er atmet erst wieder, als das Baby – auf seinen zitternden, tauben Händen ruhend – die Wasseroberfläche erreicht.

Es ist ein Mädchen. Sie schnappt nach Luft, dann schreit sie.

Mara hat Tränen in den Augen.

Annie ist ins Meer geboren. Jetzt kann Aiden wieder atmen. Wie er so auf seine Tochter herabschaut, fragt er sich, ob der Sinn seines ganzen Lebens in diesen winzigen Leib geflossen ist.

Als Annie drei Jahre alt ist, wird es für Aiden unmöglich, sie im Zaum zu halten.

Das Kleinkindalter haben sie auf der *Amphitrite* gemeistert. Er hat Netze zwischen die Relingsdrähte geflochten und am Mast ein Sicherheitsgeschirr für Kinder angebracht. Für sehr rauen Seegang haben sie einen Laufstall an der Koje aufgestellt.

Doch Annie lässt sich nicht einsperren, sie will vom Wind umweht und mit Gischt besprüht werden. Als es in jenem Winter einmal besonders stürmisch zugeht, will sie unbedingt an Deck bleiben. Lauthals jauchzend ruft sie nach mehr, während das Segelboot emporsteigt und in den Wellen auf und ab geworfen wird.

Ihre Beine sind kräftig und schnell und ständig in Bewegung. Im Frühling jagt Aiden sie die Küste entlang, während ihre Füße über blaugrüne Algen rennen. Sie findet eine Seeanemone mit rosa Tentakeln am Rand eines felsigen Gezeitentümpels. Ihre Fangärmchen weisen empor, als wollte sie berührt werden. Als Nächstes birgt Annie einen klitzekleinen Tintenfisch in den hohlen Händen, die Doppelreihe seiner Saugnäpfe an ihre Haut geheftet. Den ganzen Tag lang spielt sie am Strand. Ihr Eimer ist gefüllt mit gerippten Napfschneckenhäusern und Sanddollars. Die Krabben trappeln seitwärts im Sand, während Annie sich endlos damit vergnügt, sie zu fangen und wieder freizulassen.

Läuft sie nicht am Strand umher, dann schwimmt sie. Am ersten Sommertag in jenem Jahr stoßen braune Pelikane über ihren Köpfen herab, während Mara und sie rücklings unter einem weiten Himmel dahintreiben.

»Kommt wieder an Bord!«, erschallt Aidens Stimme über die Wellen. »Das Essen wird kalt.«

Aber sie tun es nicht. Stattdessen spritzen sie ihn nass, bis über beide Ohren grinsend. Wasser tropft von ihrem goldblonden Haar.

Aiden und Mara kommen über die Runden, indem sie gefan-

gene Fische an Rosie verkaufen, die Fischhändlerin am Kai von Hale's Landing. Hinter ihrem Holztresen, wo sie seit Aidens Kindheit steht, scheint Rosie nicht zu altern. Ihr schwarz gefärbtes Haar ist stets stramm zum Pferdeschwanz zurückgebunden. Ihre schmutzige Schürze mag früher weißer gewesen sein, aber auf ihrer Registrierkasse tippt Rosie wie eh und je herum. Ihr Mann John verkauft aus dem hinteren Küchenfester Fish and Chips an Aiden: gebratenen Dorsch, in Zeitungspapier gewickelt, mit mayonnaisegesättigtem Krautsalat im Plastiktopf.

Ansonsten kommen sie selten an Land. Als sie die *Amphitrite* kauften, hat sich Aiden gefragt, ob er es beunruhigend finden würde, kein Zuhause mit Mauern und Fundament sowie angemessener Wohnfläche zu haben. Vielleicht hätten sie ein größeres Boot erwerben sollen? Er verkaufte sein Auto, reduzierte seine Krimisammlung auf die wenigen Exemplare, die in die Kojen passten, und spendete seine überschüssige Kleidung. Gelegentlich vermisst er seinen großen Kühlschrank und eine Toilette mit Spülung. Letztlich aber fühlt sich die *Amphitrite* mehr wie ein Zuhause an als jedes Haus, in dem er zuvor gelebt hat. Solange er mit Mara und Annie zusammen ist, ist das Boot alles, was er braucht.

An einem heißen Sommertag stehen Aiden und Ruth am Strand von Hale's Landing. Die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht und versengt Aiden geradewegs den Kopf. Annie schwimmt schon seit Stunden am Kai. Eben taucht sie wieder ab, um diesmal einen stacheligen Seestern vom Meeresboden heraufzuholen. Als Nächstes einen mit Seepocken überzogenen Stein.

Aiden und Ruth würdigen ihre Funde mit viel Ooohs und Aaahs.

»Komm, hol dir die Taucherbrille«, ruft Ruth und hält das neongrüne Teil hoch. »Damit siehst du besser!«

Die Brille baumelt an ihren Fingern.

Annie schaut kurz hinüber und taucht wieder unter.

Ein älteres Paar mit Eiswaffeln in den Händen schlendert vorbei. In ihren Windjacken im Partnerlook und den schneeweißen Turnschuhen wirken die beiden wie Touristen.

»Wie gut sie schwimmt. Dabei ist sie noch so jung!«, staunt die Frau. Sie leckt sich schmelzendes Softeis von den Fingern.

»Sie ist schon ein kleiner Fisch«, bemerkt Aiden.

»Mir wäre wirklich wohler, wenn sie eine Schwimmweste trägt«, sagt Ruth, während Annie untertaucht und außer Sichtweite ist.

Aiden räuspert sich wie immer, wenn er um eine Antwort verlegen ist.

»Das Meer ist unberechenbar«, beharrt Ruth. »Du solltest auf ihre Sicherheit achten.«

Später versucht Aiden, Annie eine Rettungsweste anzulegen, aber sie wehrt ihn ab und taucht wieder unter. Er verfolgt sie durch den Wald aus Seetang, dessen smaragdgrüne Wedel in der Strömung tanzen. Aber sie ist zu schnell für ihn, verschwindet in einer Spur aus Blasen und kommt erst viel weiter hinten an die Oberfläche, als er es geschafft hätte. Sie kann den Atem länger anhalten als er.

JETZT

Annie lässt den Jungen am Strand zurück. Nach ein paar Minuten ist sie wieder da, begleitet von Ruth in schlammverkrusteten Gummistiefeln und einem ausgebleichenen Sweatshirt mit dem Aufdruck *Vancouver Aquarium*, über der Schulter einen Notfallkoffer. Sie klettern die Strickleiter, die sie am Steilufer angebracht haben, hinunter zum Strand.

Unten nimmt Ruth den Jungen von Kopf bis Fuß in Augenschein, dann kniet sie sich neben ihn in den Sand und legt zwei Finger seitlich an seinen Hals.

Annie ist es unangenehm, ihn so anzuglotzen, doch sie kann nicht anders. Der Flaum auf seinen Armen ... war der vorhin schon da? Seine Haut wirkt straffer, fester. Eher wie Haut und weniger wie durchscheinendes Reispapier.

Ihr Blick fällt auf sein markantes Kinn und die stark geschwungene Nase.

»Puls hat er.« Ruth nickt. »Drehen wir ihn auf die Seite.« Sie deckt ihn mit einem Flanelltuch zu, das sie aus der Zedernholztruhe neben der Haustür genommen hat, jener Truhe, die Annie nur mit großer Überwindung öffnen kann, in der die alten Kleider ihres Vaters liegen, die schwach nach Fisch riechen.

Ruth klemmt das Oximeter an den linken Zeigefinger des Jungen. Seine Hände sind groß und geschmeidig. Die Sonde piepst und zeigt neunundneunzig Prozent Sauerstoffsättigung an, zweiunddreißig Pulsschläge pro Minute.

»Zu langsam«, sagt Annie.

Ruth hält inne. »Vielleicht ist die Messung fehlerhaft.« Sie kramt in ihrem Koffer nach einem Stethoskop, legt ihm die

Membran auf die Brust und horcht wiederholt abwechselnd auf sein Herz und seine Lunge.

Das Wummern von zuvor scheint genau von hier zu kommen.

»Hörst du das Geräusch?«, fragt Annie.

»Welches Geräusch?« Ruth hält den Kopf schräg, das Stethoskop noch in den Ohren. »Wir müssen ihn in die Hütte hochbringen«, sagt sie.

»Das sind fast zehn Meter die Leiter hoch. Dazu ist er zu schwer.«

»Hier können wir ihn nicht lassen«, sagt Ruth. »Er braucht eine Infusion. Wahrscheinlich ist er dehydriert. Unterkühlt.«

»Seine Haut ist doch heiß.«

Ruth zieht das Thermometer aus der Tasche und steckt es ihm ins Ohr. Die Anzeige steigt auf 39,5 Grad Celsius. »Er fiebert.« Dann legt sie all ihre Instrumente ab.

»Warum sollte er Fieber haben?«

Ruths Atem geht stoßweise, und plötzlich ist sie blass, aschfahl unter ihren Wangenknochen, der Blick glasig.

Annie fasst sie bei der Schulter. »Geht's dir gut?«

Ruth schaut weg, zum Meer, als hätte sie den Faden verloren. Annie kann nicht anders, als ihrem Blick zu folgen, kann nicht anders, als wieder zu hoffen. Bis sich Ruth abrupt umwendet. »Wir haben eine alte Notfalltrage im Schuppen.« Ihre Stimme ist heiser.

»Dachtest du, du würdest Mom und Dad sehen?«

Ruth beugt sich vor und legt eine Hand auf Annies Schenkel. »Nein, mein Schatz.«

»Wenn ich aufs Meer rausschaue, denke ich immer, dass ich sie sehen kann.«

»Weil es unmöglich ist, das nicht zu denken.«

Annie macht die Augen fest zu.

Sie ist wieder mitten im Tsunami – das kalte Wasser, das sie niemals wird durchschwimmen können. Der Boden unter ihren Fü-

ßen gibt nach, eine reißende Flut zerrt heftig an ihren Waden. Die Wolken verdichten sich und lasten schwer auf ihren Schultern.

Ruths Stimme unterbricht das Einstürzen des Himmels. »Wir können ihn darauf festgurt und mit den Bootstaljen die Uferwand hochziehen.«

Doch Annie ist an einem Ort, wo Taljen nichts ausrichten können oder es überhaupt keine gibt. »Als ich ihn gesehen habe, dachte ich auch zuerst, dass sie es wären«, flüstert sie.

Ruth hat sie nicht gehört. »Wir holen die alte Trage.«

Annie gelingt es zu nicken – nickt sie wirklich? –, die Augen immer noch geschlossen und ihr übriger Körper taub.

Doch das *Twamp-twamp* kehrt zurück. Es dringt in ihre Gelenke, steigt von ihren Füßen hoch in Knie und Hüfte. Allmählich lässt die Panik nach. Luft findet den Weg bis in die Tiefen ihrer Lunge.

Schon klettert Ruth die Leiter hoch. Sie ist schon fast oben, als Annes Beine gehorchen.

Eine halbe Stunde später ist der Junge auf eine orangerote Schaukeltrage geschnallt.

Die wurde vor zehn Jahren aus dem einzigen Krankenwagen in Hale's Landing ausgemustert, aber Ruth hat sich noch nie von etwas getrennt, das vielleicht noch nützlich sein könnte – etwa dazu, einen Jungen mit schwammiger Haut eine zehn Meter hohe Steilküste hinaufzubefördern. Beide Frauen hieven und ächzen und wuchten und schwitzen, wechseln sich dabei ab, sein Gewicht zu sichern, während die andere Atem schöpft, beten, dass die Taljen halten, richten ihre ganze Willenskraft darauf, dass die Knoten nicht nachgeben, bis sie festen Boden erreicht haben.

»Du kannst das Geräusch nicht hören?«, fragt Annie wieder, als sie ihn schließlich – seine schlaksigen Arme und Beine – durch die Tür der Hütte und ins Wohnzimmer tragen.

»Was denn hören?« Ruth ist verschwitzt und atmet viel schwerer als Annie.

»Es klingt wie eine Art Summen. Es kommt und geht.« Annie schaut auf ihre Füße und Ruths vom Wasser verzogene Dielenbretter, dann nach oben zu den Glühbirnen, die nicht mehr angehen. Daher kommt es nicht.

Es ist ein tieftönender Violinakkord. Oder ein Schwarm rauer Stare – deren glänzend schwarze Flügel im Gleichklang flattern.

Die alltäglichen Geräusche sind in den Hintergrund getreten.

Aus dem Nichts hallt die Stimme ihres Vaters in Annies Gedächtnis wider. »Elefanten hören durch ihre Füße.« Es hat ihn immer fasziniert, auf welche Art Tiere kommunizieren: seismisch, durch Raum und Zeit triangulierend. Nur zu gern hat er davon gesprochen, sobald seine Füße Land betraten. »Sie behorchen gegenseitig ihre Fußtritte. So bleiben sie über große Entfernungen miteinander verbunden. Über die Bodenerschütterung.«

Seine Stimme verklingt, der beruhigende, auf- und abschwellende Unterton bleibt. Annie betastet die Ohrstöpsel, die zusammen mit dem Löffel und der Seife in ihrer Tasche stecken. Es ist seit Tagen das erste Mal, dass sie kein Bedürfnis verspürt, sie zu tragen.

»Heben wir ihn aufs Sofa«, sagt Ruth. Sie hat bereits weitere medizinische Ausrüstung aus dem Badezimmer geholt: Infusionsschläuche, eine Nadel, eine Gummimanschette, die sie um seinen Oberarm festzieht, während Annie die Decke zurechtsteckt. Mit den Zähnen reißt Ruth die Verpackung des alkoholgetränkten Tupfers auf und wischt den Arm des Jungen an der Innenseite ab, ehe sie mit der Nadel hineinpiekt. Er zuckt nicht zusammen.

In den Schlauch fließt bläuliches Blut.

»Sollte es nicht rot sein?«, fragt Annie.

Ruth arbeitet weiter, die Stirn gerunzelt, die Wangen immer

noch rot von der Anstrengung. Sie befestigt den Infusions-schlauch mit einem Pflaster an seinen Unterarm, hängt den Beutel mit Ringer-Lactat-Lösung an eine Stehleuchte. Sie regelt den Zufluss, schüttelt dann den Kopf. »Desoxygeniertes Blut ist blau ... Ich hab eh keinen Sauerstoff für ihn. Das Oximeter zeigt aber immer noch achtundneunzig Prozent Sättigung an.«

»Was sollen wir tun?«, fragt Annie.

»Das ist alles, was wir tun können.« Ruth steht auf und geht in die Küche, wo sie mit den Töpfen klappert. »Kannst du deine Muscheln hochholen?«

»Was?«

»Vom Strand.«

Wie kann sie unter diesen Umständen Abendessen kochen? Ruth war schon immer pragmatisch, aber jetzt hat sich alles geändert, spürt sie das denn nicht? Dieser bewusste Junge auf dem Sofa. Das blaue Blut. Das eindrucklich summende Atemgeräusch. Ihre Eltern. Es wirkt falsch, jetzt das Abendessen zu machen.

Doch Ruth hält einen gusseisernen Topf in Händen. Mit gehobenen Brauen sieht sie Annie an, bis die sich genötigt fühlt, sich in Bewegung zu setzen.

Draußen klart es auf. Der Wind pfeift zwischen den Dachsparren der Veranda hindurch, zwischen den ausgebleichenen Bojen, die da schon seit Jahrzehnten hängen und nun aneinanderstoßen. Annie holt den Eimer vom Strand und trägt ihn zur Handpumpe auf dem Rasen, ein weiteres Relikt, von dem Ruth sich nicht trennen konnte, auch wenn sie nicht damit gerechnet hat, es noch mal zu brauchen.

Annie muss ihr ganzes Gewicht einsetzen, um den Pumpenschwengel zu betätigen, bis der Eimer voll ist. Mit einer Wurzelbürste säubert sie die Muschelschalen von Sand und Seepocken. Solange sie auf die Bewegungen ihrer Hände achtet, kriegt sie es hin. Das heißt: Sie kann weiterexistieren. Sich auf Kleinigkeiten

konzentrieren, einen Augenblick nach dem anderen. Nicht an Mom und Dad denken, nicht an tintenschwarzes Wasser denken, das Boote verschluckt. Den Borsten zusehen, wie sie die Seepocken ablösen. Dem Sand zusehen, wie er auf den Eimerboden sinkt.

Doch das Summen holt sie wieder ein, zieht sie wieder in seinen Bann.

Für einen Moment verliert sie sich ganz darin. Indigofarbene Wellen wiegen sie von einer Seite zur anderen, während sie im Duft des Windes atmet. Eine neue Wärme umhüllt ihren Brustkorb.

»Annie?«, erschallt Ruths Stimme aus der Küche.

»Komme«, antwortet sie mechanisch. Aber was passiert gerade mit ihr? Sie hebt den Eimer hoch. Die Verandastufen knarzen auf die gewohnte Weise. Sie lässt die Fliegengittertür hinter sich zufallen.

»Kannst sie reinwerfen.« Ruth zeigt auf das sprudelnde Kochwasser im Topf auf dem Holzofen. Einzelne Tröpfchen zischeln auf der Herdplatte.

Sie gehen umeinander herum. Ruth fühlt dem Jungen erneut den Puls und schnippt gegen den Infusionsschlauch, um eine festsitzende Blase zu lösen, hackt dann Zwiebeln und Knoblauchzehen aus dem funktionsuntüchtigen Kühlschrank. Annie erhitzt eine zweite Pfanne, um alles anzubraten. Im blubbernden Wasser öffnen sich die Muschelschalen allmählich. Als alles gar ist, löffelt Annie es in abgeplatzte Steingutschalen aus dem Geschirrschrank.

Sie essen nebeneinander auf dem Fußboden. Der Esstisch auf Böcken steht längsseits in der Ecke, wo Ruth die gebrochenen Beine geschient und die Meerwasserrückstände abgeschrubbt hat.

Der Junge hat sich nicht gerührt.

»Vielleicht hat er sich im Tsunami den Kopf gestoßen«, sagt Annie.

Ruth fährt sich mit der Zunge über die Unterlippe. »Vielleicht, aber zeitlich käme es nicht hin. Es ist jetzt vier Tage her.«

»Was glaubst du, was passiert ist?«

»Er wird so bald nicht aufwachen, nehme ich an. Wir sollten ihm was anziehen. Die Nacht wird kühl werden.« Sie holt eine alte Turnhose und ein blaues Shirt aus der Truhe. Annie hebt seine Gliedmaßen an, fädelt den Infusionsbeutel durch den Hemdsärmel, während Ruth die Kleidung zurechtzieht. »Diese Woche müssen Leute an der ganzen Küste angespült werden.«

»Du meinst, ihre Leichen«, sagt Annie, ehe sie sich auf die Zunge beißt.

»Leute, die gestrandet sind, die irgendwie überlebt haben.«

»Glaubst du, dass bald Hilfe kommt?«

»Wir sind zu weit ab von allem«, sagt Ruth, als wäre das eine Erklärung und es gäbe weiter nichts dazu zu sagen.

Das Tageslicht schwindet und taucht die Welt in Schatten. Annie möchte sich auf dem Fußboden neben dem Jungen einrollen, am Sofa. Das Geräusch ertönt klarer rings um ihn, nahe bei ihm – Geflechte daraus, manche kräftiger, manche weicher, schlängeln sich unweit der Stelle, wo sie sitzen.

Wenn sie dem Summen lauscht, hört irgendwie alles in ihrem Inneren auf zu schmerzen.

»Morgen früh ist er auch noch hier«, sagt Ruth, als wüsste sie, was Annie denkt. »In der Nacht werde ich nach seinen Vitalfunktionen sehen.«

Schließlich geht Annie den Flur hinunter zu ihrem Zimmer. Sie fischt den Löffel mit den Mondphasen und die verpackte Seife aus ihrer Tasche und legt beides auf ein leeres Bord im Wandschrank. Dann geht sie zu Bett. Sie hat seit Tagen nicht geschlafen. Die Trauer verfolgt sie bis in die dunkelsten Stunden; schließt sie die Augen, ist die schwarze Welle da, alles verschlingend.

Annie mustert die dunklen Ecken des Zimmers. Der Putz ist rissig und löst sich. Ein kniehohes Salzstreifen – so hoch ist das

Wasser gestiegen – verläuft entlang der Tapete. Die Luft ist stickig, und es muffelt nach Schimmel, und die feuchten Laken kleben an ihr. Sie ist es noch immer nicht gewohnt, an Land zu schlafen. Es fehlt ihr, auf der *Amphitrite* in den Schlaf gewiegt zu werden, keine zwei Meter von ihren Eltern entfernt.

Annie hebt neben der Matratze ein rosa Muschelhorn vom Boden auf. Als Teil von Ruths Sammlung hatte es ein Badezimmerregal dekoriert, und Annie stieß nach dem Tsunami in einem versandeten Winkel hinter der Toilette darauf.

»Ich kann dich flüstern hören«, pflegte ihre Mom zu sagen, wenn sie sich Muscheln ans Ohr hielt.

Wie lange hält sich der Ton in einer Muschel? Als Kind glaubte Annie, dass der Ton allmählich herausickern würde, wenn die Muschel zu lange aus dem Wasser war, bis sie ihn nicht mehr würde hören können.

Annie fand die Vorstellung unerträglich, dass der Ton versickern würde wie das Benzin aus ihrem Außenbordmotor. Daher trug sie regelmäßig Ruths Muscheln in einem Korb hinunter zum Strand, um ihre inneren Ozeane zu verstärken. Auf die Weise würde ihr Lied nie verstummen.

Annie dreht sich auf den Rücken und legt das rosa Muschelhorn neben sich aufs Kissen. Sie könnte es jetzt nicht ertragen, darauf zu lauschen.

Das Pulsgeräusch ist immer noch bei ihr, obwohl der Junge am anderen Ende des Flurs ist. Ob er wach ist? Ob er genug Decken hat? Annie will noch mal nach ihm sehen. Doch ihre Lider sind ungewöhnlich schwer. Ihr Kopf leert sich. Warum dreht es sich nicht darin wie sonst neuerdings?

Sie lässt sich in die Matratze sinken, watet hin und her zwischen Schlafen und Wachen.

Das Pulsen ist jetzt unter ihr.